DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 7. Dezember 1932

Nummer 63

Nur eine Postkarte.

Skizze von Woldemar Tröbst-Haunshofen.

Im Hafen von Marseille liegt die „Jeanne d'Arc" mit Feuer unter allen Kesseln. Schwarzbraune Rauchwolken quellen wattig aus den Schloten und schleichen träge über öliges Wasser. Grell hebt sich das rote Kreuz der Genfer Konvention auf weißem Grund von hoher Bordwand ab. Wie aufgestörte Ameisen wimmeln die Menschen am Kai durcheinander. Dazwischen karren halbnackte Annamiten schwere Kisten über halsbrecherisch schmale Laufstege. Der Kapitän flucht. Sirenen heulen, und ächzende Kranwinden verstauen die letzten Lasten in gähnenden Lucken.

Auf dem Vorderdeck sitzt eine Gruppe kriegsgefangener deutscher Offiziere. Feldgrau mischt sich mit Friedensblau. Es ist nicht recht ersichtlich, wie sie dahinkommen und was sie auf einem französischen Schiff zu suchen haben. Ueberall stehen sie im Wege. — — „Vorsicht!" — Sie springen auf und schauen in die Höhe. Vom Kran geführt sinkt eine riesenhafte Kiste auf Deck herab. Mit einem großen roten Kreuz versehen. — — „Wieder Verbandspäckchen", erklärt trocken der lange Leutnant Meier, der sich einen Sport daraus macht, das seltsame Frachtgut zu glossieren. Wenn er mit seinen kleineren Kameraden spricht, klingt's immer wie aus dem ersten Stock. „Red' kein Blech" meint der mit dem „Hohenzollern" ausgezeichnete Flieger. „In Frascaty kamen sie auch immer so an, die Flugzeugtragdecks". — „Was Sie nicht sagen", mischt sich da der gelbe Dragoner, der frühere Gesandtschaftsattaché, ein. Er kennt den Krieg eigentlich nur vom Hörensagen her, vom August 14, „als man noch mit Lehm schmiß". „Flugzeugtragdecks? Aber das müßte doch verboten sein, auf einem Hospitalschiff. Ist ja völkerrechtswidrig!" — „Was Sie nur immer mit Ihrem Völkerrecht wollen", echot der lange Meier. „Sie leiden wohl unter Zwangsvorstellungen? Völkerrecht ist nur was für Dumme, da spielt der Franzose nicht mit. Aber vielleicht schreibense mal ne Postkarte an Clemenceau?" — Der Graf schnappt hörbar ein. „Junge Leute — keine Lebensart", kann man in seinen müden Zügen lesen.

Das Wort des Hamburger Meier hat Gewicht unter den unfreiwilligen Seefahrern. Die meisten sind zum ersten Mal auf dem Wasser. Vor acht Tagen liefen sie noch in der verblödenden Enge ihrer Kriegsgefangenenlager herum. Hier die Mauer — da die Mauer, an der sich ermüdend die Blicke brachen. Und nun schweift das Auge weit über meergrüne Wogen. Der Gedanke, Kriegsgefangene als Geiseln auf Hospitalschiffe zu setzen, gleichsam als Talisman gegen die Versenkung, ist ein echt französischer Einfall. Man verfuhr nicht ungeschickt dabei. Gute Namen wählte man durchweg, die in der Geschichte der Armee bekannt waren. Oft genügte auch ein goldgestickter Kragen, ein bunter Friedensrock, um den Verdacht auf sich zu lenken, zu des „Kaisers Vertrauten" zu gehören. Wie der immerhin nicht seltene Name „Meier" gerade in dies Kollegium verschlagen wurde, blieb ihm und anderen unerfindlich. Möglich, daß sein Gardemaß den Ausschlag gab.

Die Reise nach Saloniki verläuft ohne Zwischenfälle, und sie kommen alle heil nach Marseille zurück. Am meisten freut sich aber der Kapitän, daß er seine Gäste fürs erste wieder los wird. Bis zur nächsten Ausreise sperrt man sie in einen dicken Turm der alten Hafenbefestigung, vorn auf der Reede. Nichts als Unruhe trugen sie ihm aufs Schiff. Vor allem der lange Kerl mit seinem blinden U-Bootsalarm. Eine schöne Blamage war das. Siebenundzwanzig Schuß hat man deshalb umsonst verfeuert. Noch klingen dem Kapitän die Ohren vom höhnischen Gelächter, als die Boches mit Fingern auf sein Ziel wiesen — ein altes Bierfaß, das friedlich längsseits in der Dünung schaukelte. Dem alten Seebären paßt überhaupt der ganze Geiselkram nicht, den sie sich da in Paris ausgeheckt haben.

Meier sitzt inzwischen wie ein gefangener Seeräuber in seinem Turm. Allseits herrscht Einigkeit, daß etwas geschehen muß, nur über das „Wie" ist man sich nicht im klaren. Der Attaché will's diplomatisch machen. Geschickt einfädeln, meint er, mit der Schweizer Kommission und so. Aber er findet wenig Anklang. „Nee, bis die mal kommen, ist längst Feierabend. Da müssen wir schon selbst Dampf aufsetzen", schlägt Meier, wie immer der Beweglichste, vor. „Bloß ein paar Zeilen, mit Geheimtinte. Kommen immer an." — Die andern schwanken: „Meier, Meier, Glück haben Sie ja sicher mehr als Verstand, — aber, dies hier geht bestimmt in's Auge! Da wird der Neger ungemütlich." — Als echter Sohn der Waterkant ist Meier von einer fast sturen Gradheit. „Was 'ne Schweinerei ist, muß man auch so nennen. Außerdem sind wir hier nicht Diplomaten, sondern immer noch Soldaten. Ueberlegen Sie doch mal: Was sollen denn unsere U-Boote überhaupt torpedieren, wenn dieser Verein auf jeden Kahn sein rotes Kreuz hinmalt? Das muß doch endlich mal aufgedeckt werden." — „Du hast ja recht", beruhigt ihn der Flieger, „aber mit der Geheimtinte, das ist 'ne Sache. Wenn's auskommt, kostet's den Kopf". — „Na ja", unterbricht ihn Meier, „den muß man eben mal riskieren. Wozu sind wir denn schließlich Offiziere? Wenn's den Herren recht ist, schreiben wir vielleicht so." — Und er liest vor: „Meldet sofort Admiralität, unter Rotkreuzschutz Kriegsmaterialtransport auf Hospitalschiffen Saloniki. Namens zwölf Kameraden als Schiffsgeiseln nicht abhalten lassen Torpedierung." — Harmloser Text an die Eltern überdeckt die Geheimschrift. Und dann reisen sie wieder los.

Bei der Rückkehr nach Marseille steht Gendarmerie am Kai. „Lieutnant Mejer Brühno!" — „Hier!" — Alles lacht, wie der Dolmetscher den Namen rausbringt. Aber dann ist's aus. Meier kommt nicht wieder in den Turm zu seinen Kameraden. Statt in die blaue Ferne reist er zum Seekriegsgericht nach Toulon. In kurzer theatralischer Verhandlung wird das Urteil gefällt: „Condamné à mort." Angesichts eines Flors schöner Damen, für die ein Todesurteil über einen jungen Bocheoffizier immer noch Sensation im Einerlei ihres Provinzlebens bedeutet. Der Spruch ist gefällt „wegen Einverständnis mit dem Feinde." Die verhängnisvolle Postkarte liegt auf dem Gerichtstisch. Sie läßt sich nicht wegdisputieren. Meier ist viel zu stolz, um auch nur ein Wort der Verteidigung zu verschwenden. Er verneigt sich leicht zum Richtertische hin. — „Räselhafte Rasse, diese Deutschen", denkt der Admiral und schüttelt den Kopf. Schweigen liegt über dem dunklen Saal, während Meier von zwei Unteroffizieren mit aufgepflanztem Bajonett abgeführt wird. Um Haupteslänge überragt er die Eskorte.

Vier Jahre nach Friedensschluß fahren wir uns in Hamburg wieder. Im Alsterpavillon. Meier war kurz vorher heimgekehrt. „Begnadigt", wie er mit bitterem Lächeln hinzusetzte. Wir freuten uns wohl des Wiedersehens, aber es war nicht mehr jene jungenhafte Fröhlichkeit, die uns früher mitriß. Etwas Schweres, Ernstes ging von seinem Wesen aus und teilte sich mir mit, als er langsam ins Erzählen kam. Wie sie ihn erst im Zuchthaus von Avignon einsperrten, dann in Carcassonne. Einmal vierundzwanzig Stunden in Ketten, zusammen mit Senegalnegern, desertierten Arabern. Auf einem langen Balken saßen Galgenvögel, der Deutsche unter ihnen. Die Hände in Schellen auf dem Rücken, — mit einem Stück Brot daran zum Spielen. Vor den Füßen das Kochgeschirr mit der dampfenden Kartoffelsuppe. Unerreichbar. — „Und hunger hatten wir alle. Wir brüllten wie im Zoologischen. Ja, wie sie nur darauf kommen?" — Geprügelt, gepeinigt, krank und ohne Hoffnung, immer angesichts seiner Hinrichtung, so zogen ihn die „Träger der Kultur" durch alle Kerker ihres Landes. Und wenn er fragte: „Wann werd ich nun in drei Deubels Namen erschossen?", dann hieß es immer wie auf Verabredung: „Morgen, vielleicht." — Oder: Man weiß nicht. Sie werden es erwarten können." Mit einem unnachahmlichen französischem Achselzucken fügten sie zur Qual den nackten Spott. — „Aber" — und er wischte über den kleinen Marmortisch, wie man ein Stäubchen wegfegt — „das ist nun vorbei. Vorläufig!" Ein Funken flackerte in seinen von verinnerlichter Energie stahlgrauen Augen auf. Zeit und Leiden löschten nicht das Feuer, das in den Regimentern von Langemark einst glühte. Das alte Feuer, das Menschen nicht am „Krieg zerbrechen ließ", die einst in Wahrheit hindurchgeschritten sind. Hart wurde ihr Wille, und eine Liebe beseelt sie alle: „Deutschland — nur Deutschland!"

★

Dreimal!

Skizze von Wolfgang Federau.

Das durch den grünen Schirm gedämpfte Licht der Schreibtischlampe machte Walters Gesicht grau und leichenhaft. Hätte er einen Spiegel zur Hand gehabt und sich darin betrachtet, er wäre erschrocken gewesen über sein Aussehen.

Mit Ekel betrachtete er die Kladden und Bücher, die sich um ihn häuften. Er hatte versucht, eine Aufstellung seines Vermögens zu machen; jetzt gab er diese Bemühung auf. Sie erschien ihm töricht und vollkommen sinnlos. Er war ein armer Mann geworden, über Nacht. Daran gab's nichts zu ändern. Es galt einfach, dieser Tatsache fest und tapfer ins Auge zu sehen.

Er hatte keine Angst vor der Armut; sie vermochte nicht, ihn zu erschrecken. Es war schön gewesen, ohne Sorgen dahinleben zu dürfen.

Aber er würde sich schon durchschlagen. Er würde nicht untergehen und nicht verhungern Das war ja alles nicht so schlimm. Schlimm war die Sache mit Ilse.

„Liebe Ilse", stammelte er flüsternd, und sein Herz wurde ihm schwer. Wenn sie arm wäre — eine kleine Stenotypistin oder Verkäuferin —, das wäre dann alles einfacher. Für arme Menschen ist das Leben zu zweit einfacher, auch reiner, natürlicher. Sie haben nichts als ihr Herz, das es zu befragen gilt.

Aber Ilse! So eine reiche, verwöhnte Frau. Ihr Reichtum war das Problem, jetzt plötzlich das Hindernis, über das er nicht hinweg konnte. Er hatte es ihr gesagt, am Nachmittag, als er mit ihr spazieren ging, zum letzten Male. „Ich bin ein armer Mann geworden, Ilse", sagte er. „Ich kann Dich nicht mehr heiraten." Sie sah ihn lächelnd an: „Unsinn, Bub! Was heißt das? Bin ich nicht reich genug für uns beide?" — „Die Menschen werden sagen, ich hätte Dich Deines Geldes wegen geheiratet", hatte er erwidert. — „So?" war ihre Antwort gewesen, „bist Du also wirklich der Meinung, ich sei ein so häßliches, sieches Lebewesen, daß nur mein Geld, mein Schmuck einen Mann wie Dich verlocken könnte, mich zu heiraten?"

Er hatte ihren jungen, blühenden Mund mit einem Kuß geschlossen. Hier, im Park, im Schutz der alten Bäume, sah das gewiß niemand. „Du weißt ja, wie schön Du bist", hatte er gesagt. Aber sie blieb nicht still. „Und gibst Du soviel auf die Meinung der Menschen?" fragte sie weiter. Da hatte er den Kopf geschüttelt: „Was kümmern mich die Menschen? Ich selbst — ich kann es nicht. Ich vermag nicht, Dir das Leben zu bieten, das Du gewöhnt bist. Und ich weiß, daß Du es nicht ertragen würdest, Dein bisheriges Leben an meiner Seite unverändert fortzusetzen, während ich ums Notwendigste kämpfen muß. Du würdest also entweder freiwillig die Entbehrungen auf Dich nehmen, zu denen mich das Schicksal verurteilt hat — und das könnte ich nicht mitansehen. Oder Du würdest Dein Geld mit mir teilen, würdest mir Dein Geid, Deinen Schmuck, alles, was Du besitzest, in den Schoß werfen — und das, das ließe mein Stolz nicht zu. Ich würde mich selbst verachten und Du... früher oder später würdest auch Du mich verachten." — „So ist Dein Stolz größer als Deine Liebe, Walter?" — „Nein, aber wo Stolz und Selbstachtung verloren gehen, ist auch für die Liebe bald kein Platz mehr."

Viel hatten sie geredet in diesen Stunden. Da sie sich endlich trennten, standen Ilses Augen voll Tränen. Aber er war fest geblieben. „Ich liebe Dich so sehr", hatte er gesagt, „daß ich Dir nicht zumuten mag, einen Mann zu heiraten, der kein rechter Mann mehr ist. Laß uns auseinandergehen — so hast Du wenigstens eine ungetrübte Erinnerung."

An dieses Gespräch, an dieses aufregende und schmerzhafte Gespräch dachte Walter jetzt wieder, in dieser stillen, nächtlichen Stunde. „Ilse", seine Lippen formten zärtlich den geliebten Namen. Im selben Augenblick zerriß das Schrillen des Telephons die nächtliche Stille. Mit bebender Hand riß er den Hörer ans Ohr, meldete sich. Es konnte ja nur Ilse sein, jetzt, so mitten in der Nacht.

Aber es kam keine Antwort. Ein merkwürdiges Stöhnen und Seufzen und Summen und Rauschen tönte ihm aus der Muschel entgegen, jedoch kein menschlicher Laut, keine menschliche Stimme. Er wartete lange, legte endlich wieder den Hörer auf die Gabel.

„Merkwürdig", dachte er noch. Da klingelte es zum zweiten Male. Der Vorgang wiederholte sich. Wieder diese unerklärlichen Geräusche. Wieder ein Schweigen.

Und ein drittes Mal. Wieder meldete sich niemand.

Walter zitterte heftig, ein pressender Druck legte sich auf seine Brust. Endlich entschloß er sich, das Amt anzurufen. Nannte mit heiserer Stimme seine Nummer. „Ich bitte um Mitteilung, wer soeben dreimal bei mir angerufen hat", sagte er.

„Seit acht Uhr abends hat niemand Ihre Nummer verlangt", kam die Antwort. — „Aber, das stimmt doch nicht, Fräulein", schrie Walter. „Sie schlafen ja. Eben vor einigen Minuten hat man dreimal bei mir angerufen." — „Hier schläft niemand", antwortete das Fräulein vom Amt mit spitzer, beleidigter Stimme. „Wahrscheinlich haben Sie selbst das Ganze geträumt." — „So bitte ich um die Aufsicht", sagte Walter drohend.

Die Aufsicht meldete sich, kühl, höflich, verbindlich. „Das Fräulein hat recht", bestätigte sie. „Seit acht Uhr ist Ihre Nummer nicht mehr verbunden worden." — „Danke", sagte Walter und ließ den Hörer fallen. Wachträume? Halluzinationen? Das lag seiner gesunden Natur so fern.

Aber da war die Angst, war dieses unerklärliche, drückende Gefühl, das ihn nicht los ließ.

Kurz entschlossen verlangte er endlich wieder das Amt. „Siebzehneinundzwanzig", forderte er. — „Siebzehn—einundzwanzig — bitte", wiederholte das Fräulein. Dann eine halbe Minute später, während Walter mit klopfendem Herzen ins Leere starrte: „Verbindung mit siebzehn—einundzwanzig gestört, Teilnehmer nicht zu erreichen."

Walter fiel in seinen Stuhl zurück. Was war das? Was mochte das bedeuten? Ach, gar nichts, natürlich. Solche Störungen kommen ja öfter vor. Es war lächerlich, sich darüber aufzuregen. Seine Nerven hatten eben durch die Beanspruchungen der letzten Tage gelitten.

„Ich werde Ilse morgen früh nochmals aufsuchen", entschloß er sich. „Dann wird sich ja alles aufklären."

Er wandte sich wieder seinen Büchern und Notizen zu. Aber er kam mit seiner Arbeit nicht vom Fleck. Manchmal sprang er auf, ging im Zimmer auf und nieder, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Schneckenlangsam krochen die Stunden dahin. Endlich, da die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer fielen, klingelte er dem Mädchen, ließ sich das Bad richten, und kleidete sich sorgfältig an.

Es war neun Uhr, da er die Straße betrat. Gewohnheitsmäßig kaufte er die Morgenzeitung an dem Eckstand in unmittelbarer Nähe seines Hauses.

Er wollte das Blatt zusammenfalten und in die Tasche stecken. Aber da fiel sein Blick auf eine der fetten Schlagzeilen: „Raubmord in der Varnhagenstraße!" las er. Varnhagenstraße? Da wohnte doch... wohnte da nicht?... „Ilse!" schrie er — sein verzerrtes Gesicht wurde leichenblaß, mit den Armen beschrieb er Kreise in der Luft. Ein Herr, der dicht hinter ihm ging, konnte ihn gerade noch auffangen und sanft auf die Straße sinken lassen, ehe ihn das Bewußtsein verließ...

★

Münzensammlerin mit zweiundzwanzig Kindern.

Es war eine sehr gewählt gekleidete ältere Dame, die da kürzlich in ein Pariser Spirituosengeschäft eintrat und sich ein wenig verlegen umsah. „Ach", beantwortete sie die höfliche Frage des Verkäufers mit einem leichten Erröten, „ich habe eine Bitte. Ich sammle aus Liebhaberei Münzen und Geldscheine. Vielleicht haben Sie in Ihrer Kasse ein paar Frankenstücke aus dem Jahre 1920. Für die habe ich nämlich Interesse. Ich zahle gern ein kleines Aufgeld." Der Verkäufer wunderte sich, welchen besonderen Wert wohl die Frankenstücke aus Messing haben konnten, öffnete höflich seine Kasse und kramte darin herum. Er fand es ganz natürlich, daß die ältere Dame ihm zu helfen begann. Dabei entdeckte sie einen Geldschein, der sie anscheinend interessierte, und nun durchstöberte sie vornehmlich die in der Kasse liegenden Banknoten. Mit vereinten Kräften fand man bald, was die Dame wünschte, der Handel wurde rasch abgeschlossen, und die Dame ging. Ein paar Minuten später stellte der erschrockene Käufer fest, daß ihm ein ganzes Bündel Banknoten fehlten. Er schloß Hals über Kopf den Laden ab und rannte hinter der merkwürdigen Käuferin her. Ein reiner Zufall half ihm, und er fand die Dame, als sie gerade in einen anderen Laden trat und dort das gleiche Anliegen vorbrachte. Sie war über den Verdacht, den der Verkäufer herausprudelte, tief gekränkt, zog aber andere Saiten auf, als ein Schutzmann ihr kurzerhand das Täschchen öffnete und die gesuchten Banknoten herauszog. Nun bekannte sie, mit ihrem genialen Trick schon Tausende von Franken verdient zu haben: „Ich muß doch für meine zweiundzwanzig Kinder sorgen!" Diese etwas verblüffende Behauptung stellte sich tatsächlich als richtig heraus. Die Gaunerin besitzt wirklich zweiundzwanzig lebende Kinder. Sie braucht aber durchaus nicht für sie zu sorgen, da fast alle erwachsen sind. Trotzdem hat die alte Dame alle Aussicht, in Anbetracht ihrer Verdienste um die Fortpflanzung des französischen Volkes außerordentlich milde Richter zu finden. Bei der Verhandlung wünschte sie, daß sämtliche zweiundzwanzig Kinder antreten, damit sie ein Gegengewicht gegen die sechsunddreißig Vorstrafen in die Waagschale werfen kann, die in ihren Polizeipapieren stehen.

Der Ukrainer / Erzählung von Richard Euringer

Ein ukrainischer Bauer, der in deutscher Kriegsgefangenschaft auf ein östliches Herrschaftsgut als Arbeitskraft verdungen worden war, errang sich dort die Achtung seiner Herrin in dem Maße, daß sie ihn zu ihrem Manne machte.

Der zwar ungeschlachte, in seinem Jähzorn fast brutale, aber unermüdlich arbeitsfrohe Mensch packte mit beiden Fäusten an, die arg verkommene Wirtschaft aus dem gröbsten herauszuschuften und, was durch Krieg, Russeneinfall und Arbeitermangel dem vereinsamten und eingeschüchterten Geschöpf entglitten war, wieder aufzuraffen.

Nicht anders als ein Knecht, in blinder Hörigkeit und mit der Leidenschaft des Bauern, der nach wüster Irrfahrt und gequältem Traum in sein eigentliches Reich zurückkehrt, riß er Schollen auf, säte, mähte, stante Dämme, zog Entwässerungsgraben, warf Mauern um und baute Scheunen. Aber je bewundernder die junge Frau ihr Hab und Erbe unter seinem Wühlen sich beleben sah, desto wunderlicher wurde ihr der fremde Mann, dessen Laut sie kaum verstand, dessen kindlich einfältiges Gemüt sie rührte, dessen ewig ernster Eifer sie zu langweilen begann. Ja, wenn er mit den Mägden schalt, die ihn fürchteten und liebten, behördliche Anordnungen mit einem Achselzucken abtat, so wuchs die Unbehaglichkeit in ihr zu unbestimmter Angst.

Kriegsgeschick und Revolution in Rußland steigerten den stummen Aufruhr in der Frau, die begann, den Feind in ihm zu hassen, ja den Attentäter auf ihr Leben, als er die Forderung der russischen Gewalthaber, in sein Vaterland zurückzukehren, roter Soldat zu sein, verlachte.

Die Erde sei sein Vaterland, beharrte er; nicht irgend ein Kasernenhof der bolschewistischen Armee!

„Du bist zum Tode verurteilt, wenn Du Dich nicht stellst", jammerte die junge Frau.

„Und wenn ich mich stelle, bin ich's nicht erst recht?" Er blieb. Es kümmerte ihn nicht.

Nur, daß sie ihn nicht liebe, ging ihm plötzlich auf als böses Wunder. Hilflose Versuche, sich ihr zu nähern, scheuchten sie nur tiefer in sich selbst zurück.

Nun litt er unter der erschreckten Frage, warum sie ihm kein Kind geboren. Schwermütig sann er dieser Frage nach, wenn er durch die trostlos regnerische Landschaft schritt. Heimweh füllte seine Augen.

Wenn er betete vor Nacht, die blonden Augen sonderbar erhellt unter der geneigten Stirn, überkam sie Ehrfurcht vor dem Menschen; aber löschte er das Licht, so fröstelte ihr Leib vor Angst, die Kammer eines Mannes zu teilen, der zum Tode verurteilt sei. Den — jeden Augenblick! — Verräterhand aus Decken reißen und vors Tribunal der Terroristen schleppen konnte. Schreckniße der Invasion lebten wieder auf in ihrem Blut, zuckten in den Lidnerven. „Sie werden Dich holen!" wimmerte die Frau.

„Mich?" Er machte Licht, starrte sie aus weiten Augen an: „Weib, Du kennst mich nicht!" Nein! dachte sie. Und weinte.

Manchmal züngelte ihr Haß nach ihm, wenn er allen Warnungen zum Trotze beharrte.

Er fühlte ihre Angst. Dies tat ihm wohl. Sie zittert, dachte er, bald wird sie lieben. Sie bangt; bald kommt sie an mein Herz.

Sie kam nicht. Und er hungerte nach ihr. Sie kam nicht. Und er wurde bitter.

Brach sein Jähzorn aus, so daß er wütete, sagte sie, gleichsam erstarrt vor Abscheu: „Pfui, du bist ein Tier!"

Dann besann er sich: „Ich bin kein Tier. Du kraulst den Hund und jagst den Herrn vom Tisch!"

Seit der Zeit streichelte sie oft, vor seinen Augen, die schwere Dogge, fütterte sie von der Tafel, da sie aßen.

Ging sie außer Hause, um den Hof, nahm sie als Begleiter, kurz gekoppelt, den Hund mit statt des Herrn.

Der mißverstand ihr Schutzbedürfnis als Schikane, und, weil er sie noch liebte, haßte er fortan das Tier. Stieß es mit dem Stiefel aus der Stube, wenn er — naß und nüchtern — heimkam, schlug es ohne Grund in jähem Ausbruch.

„Es ist nicht Dein Hund!" schrie sie eines Tags.

„Doch, es ist mein Hund", sagte er sehr ruhig; „Du hast ihn mir geschenkt wie all dies Unsre."

„Er liebt Dich nicht!" beharrte sie.

„Hunde sind hündisch", sagte er; „sie lieben, der sie füttert."

Da hielt sie seinen Blick nicht aus. Gewaltsam bog er ihre Arme von der Brust und küßte sie.

Dann polterte er in die Tenne, brach Bretter, fügte Latten, schlug aus hartem Holz eine derbe Hundehütte. Verpflöckte sie vor's Herrenhaus. An die Kette legte er die Dogge.

„So kann der Hund den Hof nicht schützen", klagte die Frau.

„Den schützt der Herr."

Mitternächtig aber kam ihm der Verdacht, ob sie vom Tier denn Schutz begehre wider ihn. Er weckte sie und bannte die Entsetzte mit der Frage: „Du fürchtest Dich?" — „Ja!" schrie sie, „ja!"

Menschen..., dachte der Ukrainer schwermütig,... sich unvertrauter als den Tieren...!

Zärtlich strich er ihr übers Haar und fragte: „Willst Du, daß ich Dich verlasse?" Da kroch sie hoffnungslos in seinen Arm und hielt ihn fest. Glückselig spürte er, daß sie die Trennung nie ertrüge. Und war ihr gut.

Nun wußte er auch dies. So blühten ihnen Tage auf, warm von langentbehrter Wärme. Bis am Aeußerlichsten auch dies Glück zerschellte: Nun sie ihn liebte, wünschte sie ihn als den Herrn, schalt seine Kleider Lumpen, ihn selbst verwahrlost, da er Stiefel, Bluse, Kittel nicht vertauschen wollte.

Es kam zum Kampf. Die Dogge raste an der Kette; so tobten sie sich aus. Dann wurde Stille...

Ahnend, was geschehen werde, hörte sie, wie er aus allen Winkeln sich sein Zeug zusammenstahl. Stiefel, Kittel, Bluse. Wie er sein Bündel ballte und die Stubentür ins Schloß warf.

„Wenn Besitztum stolz macht", sagte er, „so will ich kämpfen für die Armen!" Dies schien ihr Phrase, Ueberhebung, Heuchelei. Er streifte sie, da er das Haus verließ.

„Du mußt ja wissen", sagte sie erloschen, „Du mußt ja wissen, was Du tust."

Er ging und sah sich nicht um.

Weiß ich's?... fragte er sein Herz und erhielt nicht. Aus der Fremde stieß es ihn in die Fremde.

Menschen...! dachte er und schüttelte den Kopf.

Herrenlos geworden, trauerte die Landschaft mit geneigten Halmen.

Alle Wege mündeten zur Grenze.

Da seine Füße rascher wanderten, als sein Herz sich losriß von der Flur, die er bebaut, zwang er sie zur Rast, wo sich die Wege teilten, sank in die melancholische Betrachtung eines kleinen Sees, der flach und reglos in der Sonne lag. Uneingestanden, hoffnungslos kreiste seine Sehnsucht in die Weite, flog den Weg zurück, ob ihm nicht Botschaft folge auf den Barfuß-Sohlen einer Magd...

Der Weg blieb stumm; sein Schweigen stieß ihn aus. Da floh er vor sich selbst, irrte traumhaft durch die grenzenlose Oede der entseelten Landschaft.

Abendsonne fand ihn so, einen Wanderer, der verloren auf verlorener Straße gen Osten strebte.

Einmal hob er jäh den Kopf, als riefe ihn — vom Kutschbock herunter — ihre Stimme an, die Pferde anzuhalten, daß sie mit ihm rede... Traumhaft schlug er in die Luft, da schwand das Trugbild, schrumpfte im spitzen Winkel einer endlosen Allee, die ins rote Tor der Sonne mündete... In die Düsternis der Dämmerung trug er sein verstocktes Herz wie eine Wunde...

Sind wir noch Christen? lächelte er töricht, wissend, daß er nun nichts mehr vermöchte über seinen Trotz.

Ein zerschossenes Gehöft, aus dem Wildkatzen flüchteten, nahm ihn auf als Herberg. Trostlos sank er in die Streu. Aber Hunger, Bitternis und Zweifel raubten ihm die Ruhe. Gläsern zog der Mond über das Gemäuer, in der Stille seines bleichen Glanzes.

Vor dem Frieden des Gestirns schämte sich sein Blut; Bauer, der er war, und Beter, schloß er seine harten Hände zum stummen Aufschrei um das Wunder der Versöhnung.

So, auf dem Rücken liegend, das Gesicht getränkt von Helle, entrückte ihn der Schlaf...

Noch nebelte der Tau feucht im Gebälk, als er aus irren Träumen schreckte und, aufgestützt, seltsames Poltern, holperndes Gerassel unterschied, das ums Haus koboldete, an der Türe scharrte, und schon knarrten ihre Angeln, da lechzte ihn aus blutzerschundenem Hals, von unsichtbarer Hand gefesselt, die große Dogge winselnd an, daß er mit einem Aufschrei in die Knie sprang, die Türe aufriß und das Wunder schaute, daß schier sein Haus gekommen sei, ihn heimzuholen; denn vor der Hütte stand die Hütte, die er in böser Stunde selbst gezimmert für das Tier.

Da schämte sich der Mensch des Menschen vor dem Tier, das Treue hielt, mißhandelt und getreten. Zerschnitt das Halsband, wusch die Wunde rein und ließ sich führen von der Kreatur, lächelnd und geneigt zum Frieden.